

## Despektierliche Reime und Bilder

### Zum 175. Geburtstag von Wilhelm Busch

„Kein Ding sieht so aus, wie es ist: Am wenigsten der Mensch, dieser lederne Sack voller Kniffe und Pfiffe.“ Wilhelm Busch geht bis heute unter die Haut, und seinen beiden prominenten literarischen Söhnen, Max und Moritz, hat er nicht nur einmal die Haut zu Leder gegerbt. Vor 175 Jahren, am 15. April 1832, wurde er in Wiedensahl bei Hannover geboren. Am 9. Januar 1908 starb er in Mechthausen bei Seesen am Harz. Dieser humoristische Dichter, der eigentlich eine Karriere als Maler machen wollte, gilt wegen seiner satirischen Bildergeschichten als einer der Urväter des Comics.

Doch er würde sich wohl im Grabe umdrehen, könnte er die heutigen Comics lesen. Nein, seine Ironie zeugt zugleich von tiefer Lebensweisheit und Menschenkenntnis, von akribischer Beobachtungsgabe, von liebevoller Kritik und – wie er in seiner Autobiografie „Was mich betrifft“ von humorvoller Selbstkritik.

Als erstes von sieben Kinder in die Wiedensahler Kaufmannsfamilie Friederich Wilhelm und Henriette Dorothee Charlotte Busch hineingeboren, muss das Elternhaus schon früh verlassen, weil es dort zu eng wird. Bei seinem Onkel, dem Pastor Georg Kleine in Ebergötzen, findet er nicht nur ein neues Zuhause, sondern erhält auch vorzüglichen Privatunterricht. 1847 besteht er die Aufnahmeprüfung an der polytechnischen Schule Hannover und soll nach väterlichem Wunsch Maschinenbauer werden. Dabei gehören seine Leidenschaft und Begabung eigentlich der Malerei.

So folgt Wilhelm 1851 einem Freund an die Kunstakademie Düsseldorf, um sich dort als Maler ausbilden zu lassen, aber vom nüchternen akademischen Betrieb ist er schnell enttäuscht, geht deshalb ein Jahr später an die Königliche Akademie der schönen Künste in Antwerpen. Dort locken ihn die großen flämischen und holländischen Meister des 16. und 17. Jahrhunderts. An Typhus erkrankt, kehrt er 1853 nach Hause zurück und sammelt nun Volkslieder, Sagen und Märchen, um sie vor dem Vergessen zu bewahren.

1854 wechselt Busch an die Akademie der bildenden Künste in München, schließt sich dort dem Künstlerverein Jung-München an und arbeitet dort seit 1859 für die „Fliegenden Blätter“, eine satirisch-humoristische Zeitschrift.

Sechs Jahre später wird seine erste große Bildergeschichte veröffentlicht: „Max und Moritz“. Die Rechte verkauft er für 1700 Goldmark – seinerzeit umgerechnet 1000 Gulden – an den Verleger Kaspar Brau, der damit ein Vermögen verdient. Erst im hohen Alter erhält Busch einen Ausgleich von 20000 Goldmark und stiftet diesen Betrag einem wohltätigen Zweck.

Das Buch „Max und Moritz“ kann als Schnellschuss des Dichters gelten. Es ist von Anfang November bis kurz vor Weihnachten des Jahres 1863 entstanden. Im Herbst erwähnt Busch seine Idee in einem Brief an seinen Freund und späteren Verleger Otto Bassermann. Er habe einige hundert Holzschnitte als Entwürfe gezeichnet. Ganz schön schwierig, denn nach damaliger Technik muss der Künstler seitenverkehrt arbeiten.

Im Dezember 1863 ist das Konzept fertig, doch offenbar hat Busch Ergänzungen oder Veränderungen vorgenommen, denn erst im August 1864 signalisiert Busch, dass „ein kleines

Kinderbuch, das ich angefangen habe“, nun bald fertig ist. Im November schickt er es zu einem Verleger nach Dresden – und bekommt es als Muster ohne Wert zurück. Jetzt bietet er das Opus Kaspar Braun an, der in München die „Fliegenden Blätter“ herausgibt.

Kaum sind die Karikaturen samt Reimen zu haben, da hagelt es Kritik: Die Streiche vergifteten die Jugend, regten zu Nachahmungen der „böartigen Entgleisungen“ an und seien – wie der letzte – geradezu brutal.

Doch die Kritiküsse – Busch hat sich auf ihr miesepetriges Gemeckere noch manchen Reim gemacht – können den Erfolg von „Max und Moritz“ nicht aufhalten. Bis heute ist das Buch mit den lustigen Bildern in fast 40 Sprachen erschienen, darunter auch in seltenen Sprachen wie ladinisch, jiddisch und rätoromanisch. Gleich mehrere Übersetzungen gibt es in der lateinischen Sprache. Bühnenfassungen, Choreographien, Musicals Zeichentrickfilme: Das Thema „Max und Moritz“ ist in ziemlich allen Variationen zu haben.

Nach diesen Schelmen, die nach sechs Streichen ein unrühmliches Ende im Magen von Meister Müllers Federvieh finden, wendet sich Busch mit dem „Heiligen Antonius von Padua“ einem eher ernsten gesellschaftskritischem Thema zu: Wegen eines Verbotes liegen diese kritischen Gedanken aus dem Jahr 1864 erst sechs Jahre später gedruckt vor. Als 1870 „Der heilige Antonius von Padua“ bei Moritz Schauenburg erscheint, beschlagnahmt die Staatsanwaltschaft die frisch gedruckten Bücher. Es kommt es zu einem Prozess wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, der dann aber 1871 zugunsten des Verlegers ausgeht.

Busch, von seinem Onkel natürlich evangelisch erzogen, hat in München die Bekanntschaft mit dem katholischen Klerus gemacht, der damals alles andere als enthaltsam lebte. Jetzt prangert der Autor die klerikale Bigotterie und amtstheologische Verlogenheit an. In bisweilen holprigem Wechsel des Versmaßes lässt er Antonius christliche Legenden respektlos durchschütteln, lässt den Heiligen im Schielen auf die Weiblichkeit heilig bleiben und entlarvt beiläufig die sinnlichen Gelüste des lieben Gottes Bodenpersonal: Erotik im Kloster, Fasten mit Bouillon, Braten und Leberkloß, Dampfnudeln und Mandeltorten, ein frisch gelegtes Ei am kargen Freitag, ein Flirt mit Julchen in der Heiligen Messe, Rückzug ins Kloster nach enttäuschter Liebe, kleiner Seitensprung im Alltag, Schmachtblick auf das „Bildnis unsrer lieben Frauen“, Versuchung durch Nonne Laurentia, Landpartie mit streichelndem „Dominus vobiscum“ über die Mieder der Schönen, Ablasshandel und anschließendes Wirtshausgeschwelge, dazwischen immer wieder liturgische Texte kunstvoll eingeflochten, Wallfahrten, Weinbesäufnisse, schließlich die wundersame Vaterschaftsbestimmung eines Knaben: Der Bischof ist's!

Kein Wunder, dass die Kirche mit Hilfe des Staates Wert auf das Verbot dieses obszönen Opus legte, obwohl der Heilige Antonius ja standhaft bleibt und besagte Auswüchse nur lebenslustigen Priestern und Mönchen zugeschrieben werden.

Respektlos, frech und kritisch: So sind auch Buschs Beiträge für die „Fliegenden Blätter“. Hier nimmt er die kleinbürgerliche Moral auf die Schippe, da die Kindererziehung, dort das militärische Reglement, da Jagd, dort Alltagsprobleme, beispielsweise den Umgang mit Tabak und Alkohol. Busch ist ein Sprachtalent, beherrscht in seiner Münchener Zeit schon bald die unterschiedlichsten bajuwarischen Dialekte und Kraftausdrücke.

In „Balduin Bählmamm – der verhinderte Dichter“ nimmt sich Busch über weite Passagen selbst auf die Schippe, und auch im „Maler Klecksel“ schimmern autobiographische Züge durch.

Zeit seines Lebens ein Junggeselle mit unverkennbarem Hang zu Seitensprüngen, hat Busch mit der „Frommen Helene“ ein gleichermaßen amüsanter wie zeitkritisches Denkmal gesetzt. Am Ende lässt er sie, die sich wegen ehelicher Kinderlosigkeit von ihrem Freund Franz hat schwängern lassen, mit ihrem Geliebten in der Hölle schmoren.

Weitere Werke wie „Fips der Affe“, „Pater Filuzius“, „Dideldum“, „Sechs Geschichten für Neffen und Nichten“ kommen an die Popularität von „Max und Moritz“ und „Die fromme Helene“ nicht heran, bleiben aber trotzdem lesens- und lächelnswert.